

JAMES ROLLINS



DAS FLAMMEN ZEICHEN

ROMAN

blanvalet

James Rollins

Das Flammenzeichen

Roman

Deutsch von Norbert Stöbe

blanvalet

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

© der Originalausgabe 2009 by Jim Czajkowski

Published in agreement with the author,

c/o BAROR INTERNATIONAL, INC., Armonk, New York, U.S.A.

© der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by Blanvalet Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign, unter

Verwendung von Motiven von stock.adobe.com (redkoala, artdesee) und

Shutterstock.com (Ivan Popovych, Marilyn Volan, ailin1, Kerstin Schoene)

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-641-06630-7

V005

www.blanvalet.de

www.penguinrandomhouse.de

Inhaltsverzeichnis

Widmung

DOOMSDAY-BUNKER

NORDEUROPA UND POLARKREIS

VORBEMERKUNG ZUM HISTORISCHEN HINTERGRUND

VORBEMERKUNG ZUM WISSENSCHAFTLICHEN
HINTERGRUND

EINS - DIE SPIRALE UND DAS KREUZ

Viatus will künftige Nahrungsmittelversorgung
sicherstellen

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

ZWEI - FEUER UND EIS

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

DREI - DIE SAAT DER ZERSTÖRUNG

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

VIER - DIE SCHWARZE MADONNA

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

EPILOG

NACHBEMERKUNG DES AUTORS: WAHRHEIT ODER
FIKTION?

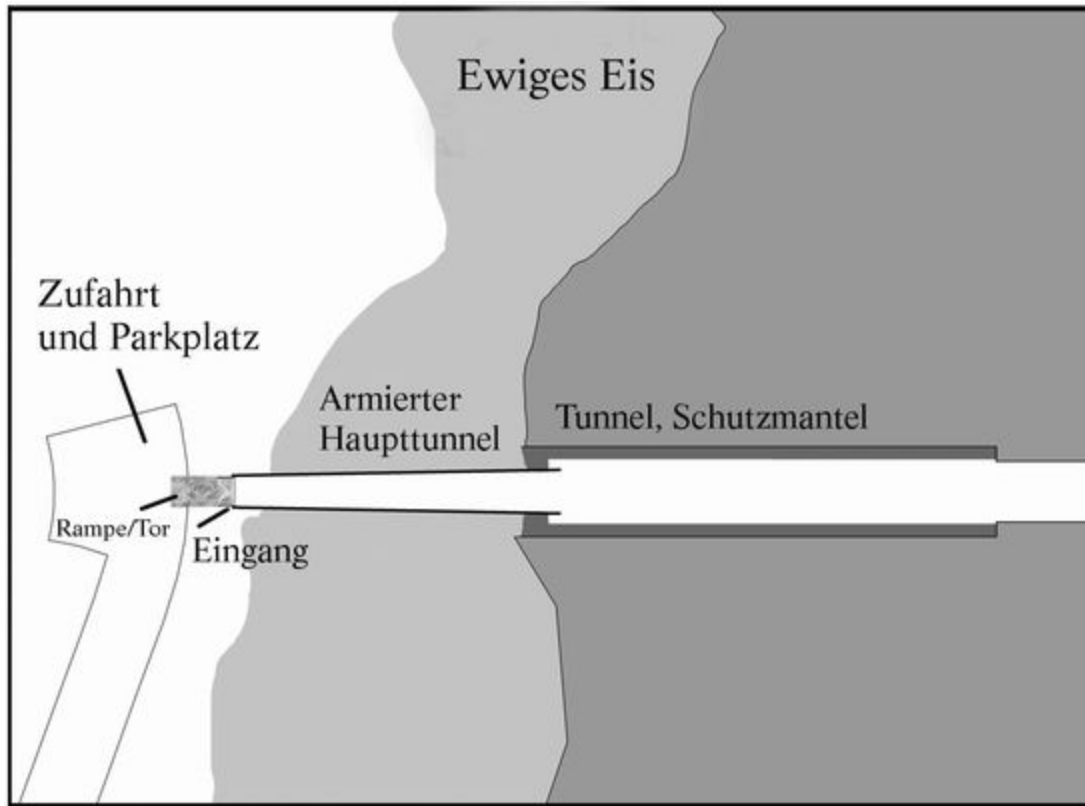
DANKSAGUNG

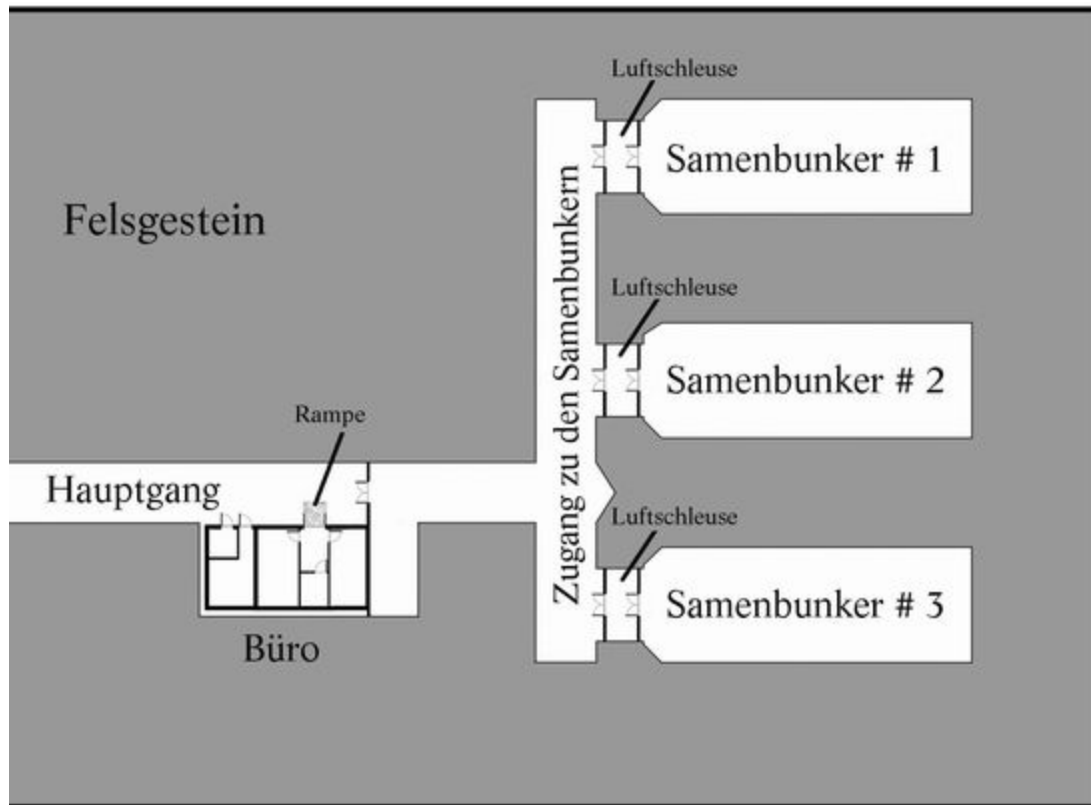
Copyright

Die Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »The Doomsday Key«
bei William Morrow, New York.

Für Mom, in aller Liebe

DOOMSDAY-BUNKER





NORDEUROPA UND POLARKREIS



VORBEMERKUNG ZUM HISTORISCHEN HINTERGRUND

IM ELFTEN JAHRHUNDERT unterzog König William von England sein Königreich einer umfassenden Bestandsaufnahme. Deren Ergebnisse wurden im Reichsgrundbuch festgehalten, dem sogenannten *Domesday Book*, das eine der umfassendsten Quellen zum Leben im Mittelalter darstellt. Die meisten Historiker stimmen darin überein, dass dieser gewaltige Bericht vor allem als Grundlage der Besteuerung diente. Bewiesen ist dies freilich nicht. Vieles liegt noch immer im Dunkeln, zum Beispiel weiß man nicht, weshalb der Bericht so rasch erstellt wurde und weshalb einige Orte mit dem lateinischen Wort für »verwüstet« gekennzeichnet sind. Aufgrund der seltsamen Umstände der Erhebung und deren umfassender Genauigkeit bedachten die Menschen der damaligen Zeit den Wälzer zudem mit einem verstörenden Spitznamen. Er wurde bekannt als das »Doomsday Book«, das »Buch des Jüngsten Gerichts«.

Im zwölften Jahrhundert hatte ein irischer katholischer Priester namens Mael Maedoc, der später der heilige Malachias wurde, während einer Pilgerreise nach Rom eine Vision. Im Zustand der Verzückung erhielt er Kenntnis von den Namen sämtlicher Päpste, die bis ans Ende der Welt der Kirche vorstehen würden. Diese Liste – eine kryptische Charakterisierung von einhundertzwölf Päpsten – wurde aufgezeichnet und in den vatikanischen Archiven verwahrt, doch das Buch verschwand vorübergehend und tauchte erst im sechzehnten Jahrhundert wieder auf. Einige Historiker halten das wiederentdeckte Buch für eine Fälschung. Die

Charakterisierung der Päpste aus den zurückliegenden Jahrhunderten erweist sich jedoch als erstaunlich exakt – bis hin zum gegenwärtigen Oberhaupt der katholischen Kirche, Papst Benedikt dem XVI. In der Prophezeiung des heiligen Malachias wird der gegenwärtige Papst als De Gloria Olivae aufgeführt, von der Herrlichkeit der Olive. Der Benediktiner-Orden, von dem der Papst seinen Namen hat, führt tatsächlich einen Olivenzweig im Wappen. Besonders verstörend aber ist der Umstand, dass Papst Benedikt XVI. der einhundertelfte Papst ist. Der eigentümlich exakten Prophezeiung des heiligen Malachias zufolge endet die Welt mit dessen Nachfolger.

VORBEMERKUNG ZUM WISSENSCHAFTLICHEN HINTERGRUND

IN DEN JAHREN 2006 bis 2008 verschwand ein Drittel aller Honigbienen der Vereinigten Staaten – sowie ein Großteil der Bienen in Europa und Kanada. Eben noch von wimmelndem Leben erfüllte Bienenstöcke waren auf einmal leer, als wären die Bienen ausgeflogen und nicht mehr zurückgekehrt. Das große Bienensterben löste sensationsheischende Schlagzeilen und allerlei Ängste aus. Was ist damals wirklich geschehen?

Dieses Buch birgt die Antwort ... Am erschreckendsten freilich ist, dass sie der Wahrheit entspricht.

Während der letzten Heimsuchung der Heiligen Römisch-Katholischen Kirche wird Petrus der Römer herrschen, der seine Schäfchen durch mancherlei Drangsal geleiten wird; hernach wird die Stadt der sieben Hügel zerstört werden, und der Höchste Richter wird über die Menschen richten.

Prophezeiung des hl. Malachias, 1139

Der Umfang der Bevölkerungsentwicklung übersteigt bei Weitem die Tragfähigkeit des Bodens, die Menschen zu ernähren.

*Thomas Malthus,
»An Essay on the Principle of Population«, 1798*

Man soll kaufen, wenn Blut in den Straßen fließt.

*Baron Nathan Rothschild,
im neunzehnten Jahrhundert
der reichste Mann der Welt*

Frühjahr 1086 England

DIE RABEN WAREN die Vorboten.

Als eine Pferdekutsche inmitten von Gerstenfeldern über den von Schlaglöchern übersäten Weg rollte, erhob sich ein Schwarm Raben in die Luft. Die Vögel schwangen sich in den blauen Morgenhimmel empor und flatterten ängstlich umher, doch es steckte mehr dahinter als die übliche Panikreaktion. Die Raben kreisten aufgeregt und wogten durcheinander. Über dem Weg stießen sie zusammen und fielen vom Himmel. Die Vögel klatschten auf die Straße, Flügel brachen, Schnäbel splitterten. So blieben sie in den Wagenfurchen liegen und schlugen kraftlos mit den Flügeln.

Am verstörendsten aber war die Stille.

Kein Gekrächze, kein Geschrei.

Nur das panische Flügelschlagen und dann der Aufprall der gefiederten Körper auf dem harten Boden und dem Schotter.

Der Kutscher bekreuzigte sich und zügelte das Pferd. Mit tragem Blick musterte er den Himmel. Das Pferd warf den Kopf und schnaubte in der Morgenkühle.

»Fahr weiter«, sagte der Reisende. Martin Borr war der jüngste der königlichen Coroner und aufgrund einer geheimen Weisung König Williams in diese Gegend gekommen.

Während Martin den schweren Umhang raffte, dachte er an das Schreiben, das mit dem königlichen Wachssiegel versehen war. Angesichts der drückenden Kriegskosten

hatte der König zahlreiche Beamte ins Land entsandt, welche den Auftrag hatten, die Ländereien und Besitztümer seines Reichs einer umfassenden Bestandsaufnahme zu unterziehen. Die Ergebnisse wurden in einem großen Buch festgehalten, dem *Domesday Book*, das von einem einzigen Gelehrten auf Lateinisch niedergeschrieben wurde. Das Reichsgrundbuch sollte als Grundlage zur Bemessung der Steuern dienen, die der Krone zustanden.

Zumindest wurde dies behauptet.

Manche vermuteten, es gebe noch einen anderen Grund für die Erfassung der Ländereien. Sie verglichen das Buch mit der biblischen Schilderung des Jüngsten Gerichts, bei dem Gott dereinst über die Menschen nach ihren im Buch des Lebens verzeichneten Taten richten soll. Das Getuschel und allerlei Gerüchte führten dazu, dass das Reichsgrundbuch »Doomsday Book« genannt wurde, Buch des Jüngsten Gerichts.

Das kam der Wahrheit näher, als die meisten ahnten.

Martin hatte das Schreiben mit dem Wachssiegel gelesen. Er hatte zugeesehen, wie der einsame Gelehrte die Erkenntnisse der königlichen Beamten akribisch in dem dicken Wälzer vermerkte. Schließlich hatte der Mann mit roter Tinte ein einzelnes Wort geschrieben.

Vastatus.

Verwüstet.

Viele Regionen waren mit diesem Wort gekennzeichnet, das besagte, dass die betreffenden Ländereien durch Krieg oder Plünderungen verwüstet worden seien. Zwei Einträge aber waren mit hellroter Tinte verfasst worden. Der eine bezog sich auf eine abgelegene Insel, die zwischen der irischen und der Küste Englands lag. Den zweiten Ort wollte Martin jetzt aufsuchen und dort auf Geheiß des Königs Nachforschungen anstellen. Er hatte Verschwiegenheit gelobt und reiste in Begleitung von drei Männern, die ihm behilflich sein sollten. Sie ritten hinter dem Wagen her.

Der Kutscher flappte mit den Zügeln und trieb das Zugpferd, einen außergewöhnlich großen Fuchs, zum Trab an. Die Wagenräder zerquetschten die zuckenden Raben, zermalmten Knochen, verspritzten Blut.

Schließlich gelangte der Wagen auf eine Anhöhe, und man sah das dahinter ausgebreitete fruchtbare Tal. Ein kleines Dorf lag in der Senke, an der einen Seite flankiert von einem aus Stein erbauten Gutshaus, an der anderen von einer Kirche mit Turm. Der Weiler umfasste mehrere Hütten und Langhäuser sowie Schafpferche und kleine Taubenschläge.

»Das is'n verfluchter Ort, Herr«, sagte der Kutscher. »Merk er sich das. Das war'n nich die Pocken, was den Ort heimgesucht hat.«

»Eben das wollen wir untersuchen.«

Etwa eine League hinter ihnen hatte die Armee des Königs die steile Straße gesperrt. Niemand kam dort durch, doch das konnte nicht verhindern, dass in den umliegenden Dörfern und Gehöften Gerüchte von seltsamen Todesfällen kursierten.

»Verflucht«, brummte der Mann, als er das Pferd wieder anziehen ließ. »Hab gehört, das Land hier hätt' mal den heidnischen Kelten gehört. Soll ihnen heilig gewesen sein. Da drüben im Hochland find' man noch ihre Steine.«

Mit seinem mageren Arm zeigte er zum Wald, der die himmelwärts aufragenden Hügel bedeckte. Nebel hing zwischen den Bäumen und verwandelte den grünen Wald in ein grauschwarzes Schattenmuster.

»Die haben den Ort verflucht, jawoll. Haben Unheil über die Kreuzträger gebracht.«

Martin Borr gab nichts auf derlei Aberglauben. Mit seinen zweiunddreißig Jahren hatte er bei zahlreichen Gelehrten und in verschiedenen Städten studiert, von Rom bis Britannien. Er hatte kundige Leute mitgebracht, mit deren Hilfe er die Wahrheit herausfinden würde.

Martin wandte sich um und bedeutete den drei Männern, sie sollten ins Dorf vorreiten, worauf sie sogleich lostrabten.

Sie wussten, was sie zu tun hatten. Martin folgte ihnen langsam und ließ neugierig den Blick umherschweifen. Das in einem kleinen Hochlandtal gelegene Dorf Highglen war in der näheren Umgebung bekannt für seine Töpferwaren, die aus dem Lehm der heißen Quellen geformt wurden, auf die der Nebel in den oberen Waldregionen zurückzuführen war. Die Einzelheiten des Brennvorgangs und die genaue Zusammensetzung des Tons waren nur der örtlichen Gilde bekannt und wurden argwöhnisch gehütet.

Jetzt war das Geheimnis unwiederbringlich verloren.

Der Wagen rumpelte über die Straße und kam an weiteren Feldern vorbei: Gerste, Hafer, Bohnen und in Reihen angeordnetes Gemüse. Einige Felder waren erst kürzlich abgeerntet worden, andere sahen aus, als hätte man sie abgefackelt.

Hatten die Dorfbewohner vielleicht die Wahrheit geahnt?

Während der Wagen weiter ins Tal hinunterfuhr, tauchten Schafpferche auf, gesäumt von hohen Hecken, die den Schrecken verbargen. Auf den verwilderten Wiesen verwesten die aufgeblähten Kadaver Hunderter Schafe. Näher am Dorf sah man auch Schweine und Ziegen, die mit leeren Augenhöhlen dort lagen, wo sie tot umgefallen waren. Auf einem Feld war ein großer Ochse zusammengebrochen, der noch an einem Pflock angebunden war.

Als der Wagen am Dorfbefahrer anlangte, blieb es still. Kein Hundegebell begrüßte sie, kein Hühnergegacker, kein Eselsgeschrei. Die Kirchenglocke läutete nicht, und niemand rief die Fremden an, die ins Dorf gekommen waren.

Eine tiefe Stille lastete über dem Ort.

Wie sie bald herausfinden sollten, lagen die meisten Toten in ihren Häusern. Am Ende waren sie zu schwach gewesen, um ins Freie zu gehen. Ein Leichnam aber lag bäuchlings auf dem Anger, nicht weit von der Steintreppe des Gutshauses. Der Mann machte den Eindruck, als sei er eben erst auf den Stufen ins Stolpern geraten und habe sich den Hals

gebrochen. Vom hohen Wagensitz aus entging Martin jedoch nicht, wie sich die Haut über den Knochen spannte, die eingesunkenen Augenhöhlen und die Schlaffheit der Gliedmaßen.

Der Tote war ebenso ausgemergelt wie die Tiere auf der Weide. Man hätte meinen können, das ganze Dorf sei belagert und ausgehungert worden.

Hufgetrappel näherte sich. Reginald zügelte sein Pferd neben dem Wagen. »Die Kornspeicher sind gefüllt«, sagte er und wischte sich die staubigen Hände an der Hose ab. Der große, mit Narben bedeckte Mann hatte mehrere Feldzüge König Williams im Norden Frankreichs geleitet. »In den Speichern haben wir auch Ratten und Mäuse gefunden.«

Martin sah ihn fragend an.

»Ebenso tot wie alles andere. Genau wie auf der verfluchten Insel.«

Das war der Grund, weshalb man sie hierher entsandt hatte, weshalb die Dorfstraße gesperrt war und sie feierlich Stillschweigen gelobt hatten.

»Girard hat einen gut erhaltenen Toten gefunden«, sagte Reginald. »Frischer als die meisten. Ein Junge. Er hat ihn in die Schmiede gebracht.« Er deutete auf einen Holzschuppen mit Bruchsteinkamin.

Martin nickte und kletterte vom Wagen. Er musste sich Gewissheit verschaffen, und das war nur auf eine einzige Weise möglich. Als königlicher Coroner hatte er die Pflicht, den Toten die Wahrheit zu entreißen. Die blutigste Arbeit würde er jedoch dem französischen Feldscher überlassen.

Martin ging zum Tor der Schmiede. Drinnen hockte Girard vor der kalten Esse. Der Franzose hatte in König Williams Armee gedient, den Verwundeten die zerschmetterten Gliedmaßen abgesägt und sich bemüht, den Soldaten das Leben zu retten.

Girard hatte in der Mitte der Schmiede einen Tisch freigeräumt, den Jungen entkleidet und auf dem Tisch festgebunden. Martin musterte die blasse, ausgemergelte

Gestalt. Sein eigener Sohn war ungefähr im gleichen Alter, doch dieser Junge wirkte viel älter als acht oder neun Jahre, aufgrund der Todesumstände irgendwie verhutzelt.

Während Girard die Messer bereitlegte, untersuchte Martin den Jungen. Er zwickte ihn und stellte fest, dass der Haut die Fettschicht fehlte. Er untersuchte die rissigen Lippen, die schuppigen Stellen am Kopf, wo das Haar ausgefallen war, die geschwellenen Knöchel und Füße; vor allem aber fuhr er mit der Hand über die vorstehenden Knochen, als läse er eine Landkarte mit den Fingern: Rippen, Kiefer, Augenhöhle, Schambein.

Was war geschehen?

Martin wusste, dass die eigentlichen Antworten sehr viel tiefer lagen.

Girard näherte sich dem Tisch mit einem langen Silbermesser. »Soll ich beginnen, Monsieur?«

Martin nickte.

Eine Viertelstunde später glich der Leichnam des Jungen einem ausgeweideten Schwein. Der Arzt hatte die Haut von der Leistengegend bis zum Schlund aufgespreizt und am Holztisch festgenagelt. Die Eingeweide ruhten fest gepackt in der blutigen Körperhöhle, aufgebläht und rosig. Die bräunlich-gelbe Leber war unter den Rippen stark angeschwollen, viel zu groß für ein Kind, das nur noch Haut und Knochen war.

Girard griff in die kalte Bauchhöhle.

Martin fasste sich an die Stirn und bat mit einem stummen Stoßgebet um Vergebung für diesen Übergriff. Der Junge konnte ihnen keine Absolution mehr erteilen, sondern nur noch ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen.

Girard zog den Magen hervor, gummiartig und weiß, verbunden mit der angeschwollenen dunkelroten Milz. Mit ein paar Schnitten löste der Franzose das Organ und legte es auf den Tisch. Mit einem weiteren Schnitt öffnete er den Magen. Eine grünliche Mischung aus unverdaulichem Brot und Getreide quoll wie aus einem verdorbenen Füllhorn hervor.

Ein übler, durchdringender Geruch stieg auf. Martin schlug die Hand vor Mund und Nase – nicht um sich vor dem Gestank zu schützen, sondern als Reaktion auf die grauenhafte Gewissheit.

»Verhungert, das ist mal klar«, sagte Girard. »Aber der Junge ist mit vollem Bauch verhungert.«

Martin wich zurück. Auf einmal fröstelte er. Jetzt hatten sie den Beweis. Um sich letzte Gewissheit zu verschaffen, würden sie noch ein paar andere Leichen untersuchen. Doch offenbar war die Todesursache hier die gleiche wie auf der Insel, einem Ort, der im *Domesday Book* als »verwüstet« markiert war.

Martin starrte den ausgeweideten Jungen an. Dies war der eigentliche Grund, weshalb die Untersuchung überhaupt erst in Angriff genommen worden war. Sie sollten den Ursprung der Seuche ausfindig machen und sie ausrotten, ehe sie sich ausbreiten konnte. Die Todesursache war die gleiche wie auf der abgelegenen Insel. Die Erkrankten hatten sich den Bauch vollgestopft und waren dennoch verhungert. Sie hatten so viel in sich hineinschlingen können, wie sie wollten, doch es hatte nichts genützt.

Martin brauchte dringend frische Luft. Er wandte sich vom Seziertisch ab, trat hinaus in den Sonnenschein und ließ den Blick über die grünen, fruchtbaren Hügel schweifen. Eine Windbö strich über die Gersten-, Hafer-, Weizen- und Roggenfelder. Er stellte sich einen im Meer treibenden Mann vor, der inmitten von ungenießbarem Wasser verdurstete.

Hier war es ganz ähnlich.

Martin schauderte im fahlen Sonnenschein. Er wünschte sich möglichst weit weg von diesem Ort, doch ein Ruf lenkte seine Aufmerksamkeit nach rechts, zur anderen Seite des Dorfangers. In einer offenen Tür stand ein schwarz gekleideter Mann. Einen Moment lang fürchtete Martin schon, dies sei der leibhaftige Tod, doch dann winkte die Gestalt und zerstörte damit die Illusion. Das war Abt Orren,

das letzte Mitglied ihrer Gruppe, der Vorstand der Abtei Kells in Irland. Er stand im Eingang der Dorfkirche.

»Das musst du dir mal ansehen!«, rief der Abt.

Martin stolperte ihm entgegen. Es war eher ein Reflex als das Ergebnis einer bewussten Entscheidung. Er wollte nicht in die Schmiede zurückkehren. Den Jungen würde er dem französischen Feldscher überlassen. Er überquerte den Anger und stieg die Treppe hoch.

»Was gibt es, Abt Orren?«

Der Mann drehte sich um und trat in die Kirche. »Blasphemie!«, schimpfte der irische Abt. »Der heilige Ort ist geschändet worden. Kein Wunder, dass alle tot sind.«

Martin eilte dem Abt hinterher. Der Mann war klapperdürr und wirkte in dem viel zu weiten Reiseumhang wie ein Gespenst. Er hatte als Einziger die Insel vor der irischen Küste besucht und die dortigen Verwüstungen mit eigenen Augen gesehen.

»Hast du gefunden, wonach du gesucht hast?«, fragte Martin.

Ohne zu antworten, ging der Abt weiter in die primitive Kirche hinein. Martin blieb nichts anderes übrig, als ihm zu folgen. Dies war ein düsterer, freudloser Ort, der nackte Erdboden war mit Binsen bedeckt. Es gab keine Sitzbänke, und die schweren Dachbalken hingen dicht über ihren Köpfen. Licht spendeten allein zwei hohe, schmale Fenster an der Rückwand der Kirche. Die Lichtstrahlen, in denen Staubteilchen tanzten, fielen auf den Altarstein. Früher einmal war der nackte Stein wohl von einem Tuch bedeckt gewesen, doch jemand hatte es auf den Boden geworfen, vermutlich der Abt bei seiner Suche.

Abt Orren ging zum Altar und zeigte auf den nackten Stein. Seine Schultern bebten vor Empörung. »Blasphemie!«, wiederholte er. »Heidnische Symbole in einem Gotteshaus!«

Martin trat neben ihn und beugte sich über den Altar. In den Stein waren Sonnen und Spiralen eingeritzt, außerdem

Kreise und eigentümlich verschlungene Formen, alles offenbar heidnischer Herkunft.

»Wie kommen diese frommen Leute dazu, eine solche Sünde zu begehen?«

»Ich glaube nicht, dass dies die Bewohner von Highglen waren«, sagte Martin. Er fuhr mit der Hand über den Altar und betastete die verwitterten Kerben. Diese Zeichen waren ganz offensichtlich alt. Martin dachte an den Kutscher, der gemeint hatte, dieser Ort sei verflucht, ein ehemaliges Heiligtum der Kelten, deren große Steine noch immer im nebligen Hochland zu finden waren.

Martin richtete sich auf. Offenbar hatte man einen dieser Steine nach Highglen geschafft und als Altar der Dorfkirche benutzt.

»Wenn das nicht die Dorfbewohner waren, wie erklärst du dir das dann?«, fragte der Abt. Er trat vor die Wand hinter dem Altar und schwenkte den Arm vor dem großen Zeichen. Es war erst kürzlich gemalt worden, der bräunlich-roten Färbung nach zu schließen mit Blut. Es stellte einen geviertelten Kreis dar.

Martin hatte solche Zeichen bereits auf Begräbnissteinen und alten Ruinen gesehen. Dies war das heilige Symbol der keltischen Priesterschaft.

»Ein Heidenkreuz«, sagte Martin.

»Auf der Insel haben wir es an sämtlichen Türen gefunden.«



»Was hat das zu bedeuten?«

Der Abt betastete seinen silbernen Kreuzanhänger.
»Genau das hat der König befürchtet. Die Schlangen, die

Irland geplagt haben, wurden vom heiligen Patrick von unserer Insel vertrieben und suchen nun diese Küste heim.«

Martin wusste, dass der Abt sich auf die heidnischen Priester mit den schlangenartig gewundenen Stäben bezog – die Druidenführer der alten Kelten. St. Patrick hatte die Heiden entweder bekehrt oder sie von der Insel vertrieben.

Das war jedoch schon sechshundert Jahre her.

Martin blickte durch die offene Kirchentür aufs ausgestorbene Dorf hinaus. Die Worte Girards gingen ihm durch den Kopf. *Der Junge ist mit vollem Bauch verhungert.*

Das ergab alles keinen Sinn.

Hinter ihm murmelte der Abt: »Das muss alles niedergebrannt werden. Das Erdreich ist besudelt.«

Martin nickte, vermochte seine Beklommenheit aber nicht abzuschütteln. Ließ sich das Unheil wirklich mit Flammen vernichten? Er war sich nicht sicher, eines aber wusste er: Es war noch nicht vorbei.

Gegenwart 8. Oktober, 23:55 Vatikanstadt

PATER MARCO GIOVANNI verbarg sich in einem finsternen steinernen Wald.

Die mächtigen Marmorsäulen stützten das Dach des Petersdoms und unterteilten die Bodenfläche in Kapellen, Gewölbe und Nischen. Der umschlossene Hohlraum war angefüllt mit künstlerischen Meisterwerken: mit Michelangelos Pietà, Berninis Baldachin, der Bronzestatue des heiligen Petrus. Marco wusste, dass er in dem steinernen Wald nicht allein war. Ein Jäger war hinter ihm her und lag auf der Lauer, wahrscheinlich nahe der Rückwand des Doms.

Drei Stunden zuvor hatte er eine Nachricht von seinem ehemaligen Mentor an der Gregorianischen Universität in Rom erhalten, auch er Archäologe im Dienst der Kirche. Sein Kollege hatte ihn gebeten, sich um Mitternacht im Petersdom mit ihm zu treffen.

Jetzt stellte sich heraus, dass es eine Falle gewesen war.

Marco lehnte sich mit dem Rücken an die Säule, die rechte Hand hatte er unter den linken Arm gepresst. Seine linke Seite war nass von Blut. Er war an den Rippen verletzt. Warmes Blut rann über seine Finger. Mit der Linken umklammerte er den gesuchten Beweis, einen alten Lederbeutel, nicht größer als eine Geldbörse. Er hielt ihn fest, als wollte er ihn nie mehr loslassen.

Als er die Haltung verlagerte und ins Kirchenschiff spähte, trat weiteres Blut aus. Es tropfte auf den Marmorboden. Er durfte nicht länger warten, sonst würde er zu schwach sein. Er sandte ein stummes Stoßgebet gen Himmel, drückte sich von der Säule ab und eilte durchs dunkle Kirchenschiff auf den Altar zu. Bei jedem Schritt verspürte er einen Stich in der Seite. Doch er war nicht von einem Messer, sondern von einem Pfeil verletzt worden. Das Projektil hatte seine Flanke durchbohrt und war in der nächsten Bankreihe stecken geblieben. Der Pfeil war kurz, dick und schwarz. Ein stählerner Armbrustbolzen. Marco hatte ihn aufmerksam betrachtet. Am Ende saß eine kleine rote Leuchtdiode, die im Dunkeln wie ein Feuerauge funkelte.

Da ihm nichts Besseres einfiel, flüchtete Marco geduckt. Er wusste, dass er wahrscheinlich sterben würde, doch das Geheimnis in seiner Hand war wichtiger als sein Leben. Er musste den Ausgang lebend erreichen, einen Schweizer Gardisten auf Patrouille finden und den Heiligen Stuhl warnen.

Trotz seiner Schmerzen rannte er los.

Der Papstaltar lag unmittelbar vor ihm. Der von Bernini entworfene Bronzebaldachin ruhte auf gewundenen Säulen. Marco näherte sich der linken Säule und dem dahinter

liegenden Querschiff. Er konnte bereits die gewaltige Statue Alexanders VII. und die darunter befindliche Tür sehen.

Dies war der Ausgang zur Piazza Santa Marta.

Wenn es ihm gelang ...

Ein Schlag in den Bauch machte all seine Hoffnungen zunichte. Er taumelte zurück und senkte den Blick. Er war von keiner Faust getroffen worden. Ein stählerner, mit Plastikfedern bestückter Schaft ragte aus dem Hemd hervor. Der Schmerz setzte mit dem nächsten Atemzug ein und breitete sich explosionsartig aus. Auch dieser Bolzen war mit einem Feuerauge besetzt. Die Leuchtdiode ruhte in einer quadratischen Einfassung am Ende des Schafts.

Marco taumelte rückwärts. Im Schatten am Eingang zeichnete sich eine Gestalt ab, bekleidet mit der bunten Uniform der Schweizer Gardisten – vermutlich Tarnung. Der Fremde senkte die Armbrust und trat aus dem Eingang hervor, in dem er gewartet hatte.

Marco wich zum Altar zurück und wollte durchs Kirchenschiff flüchten. Dann aber bemerkte er einen zweiten Schweizer Gardisten. Der Mann beugte sich über eine Sitzbank und riss den Bolzen aus dem Holz.

Marcos Entsetzen ließ den Schmerz in seinem Bauch in den Hintergrund treten. Er wandte sich dem rechten Querschiff zu, prallte aber erneut zurück. Eine dritte Gestalt trat aus einem Beichtstuhl hervor und legte eine Armbrust an.

Er saß in der Falle.

Die Basilika hatte die Form eines Kreuzes, und drei der Sprossen waren jetzt blockiert. Somit blieb nur eine Fluchtrichtung übrig. Richtung Apsis, zur Spitze des Kreuzes. Das aber war eine Sackgasse.

Gleichwohl taumelte Marco in die Apsis hinein.

Vor ihm lag der Altar des Petrusstuhls, ein gewaltiges, vergoldetes Monument mit Heiligen und Engeln, das den Holzstuhl des Petrus barg. Darüber befand sich ein ovales

Alabasterfenster mit dem Heiligen Geist in Form einer Taube.

Das Fenster aber war dunkel und barg keine Hoffnung.

Marco wandte dem Fenster den Rücken zu und blickte suchend umher. Zu seiner Linken war die Gruft Urbans VIII. Die Statue des Schnitters Tod in der Gestalt eines Skeletts ragte von der marmornen Krypta des Papstes auf und kündete vom Ende aller Zeit ... und vielleicht auch von Marcos Ende.

Auf Lateinisch flüsterte Marco: »Lilium et Rosa.«

Lilie und Rose.

Im zwölften Jahrhundert hatte ein irischer Heiliger namens Malachias in einer Vision die Namen aller Päpste bis zum Ende der Welt geschaut. Ihm zufolge würde es insgesamt einhundertzwölf Päpste geben. Er charakterisierte jeden einzelnen mit einem kurzen kryptischen Satz. Urban VIII. – der fünfhundert Jahre nach Malachias' Tod geboren wurde – nannte er »die Lilie und die Rose«. Wie alle seine Prophezeiungen erwies sich auch diese als zutreffend. Papst Urban VIII. war in Florenz zur Welt gekommen, dessen Wappen die rote Lilie war.

Am verstörendsten aber war der Umstand, dass der gegenwärtige Papst der vorletzte auf der Liste des heiligen Malachias war. Dessen Prophezeiung zufolge würde das nächste Kirchenoberhaupt das Ende der Welt erleben.

Bislang hatte Marco derartigen Fantastereien keinen Glauben geschenkt – doch jetzt, da er den kleinen Lederbeutel umklammerte, fragte er sich, wie nahe sie dem Armageddon tatsächlich waren.

Marco hörte das Geräusch von Schritten. Einer der Unbekannten schlich sich an ihn heran. Ihm blieb nicht mehr viel Zeit.

Er handelte rasch. Um keine Spuren zu hinterlassen, presste er die Hand auf die blutende Wunde, ging zur Wand und versteckte den wertvollen Lederbeutel. Als er fertig war, trat er wieder in die Mitte der Apsis. Da ihm alle Fluchtwege

abgeschnitten waren, sank er auf die Knie und erwartete seinen Tod. Die Schritte näherten sich dem Altar. Eine Gestalt erschien. Der Mann blieb stehen und blickte sich um.

Es war keiner der Angreifer.

Und auch kein Unbekannter.

Marco stöhnte auf, womit er den Neuankömmling auf sich aufmerksam machte. Der Mann zuckte überrascht zusammen, dann eilte er herbei.

»Marco?«

Zu schwach, um sich aufzurichten, blickte Marco den Mann an, schwankend zwischen Hoffnung und Argwohn. Das Misstrauen stand ihm jedoch ins Gesicht geschrieben. Es war Marcos ehemaliger Lehrer, der Mann, der ihn zu diesem mitternächtlichen Treffen bestellt hatte.

»Monsignore Verona...«, flüsterte Marco. Er spürte nun, dass der Mann ihn niemals hintergangen hätte. Marco hob den Arm und die leere Hand. Mit der anderen Hand umklammerte er das gefiederte Ende des Armbrustbolzens, der noch immer in seinem Leib steckte.

Ein Lichtblitz lenkte Marcos Blick nach unten. Die rote Leuchtdiode am Ende des Bolzenschafts blinkte auf einmal grün.

Nein . . .

Die Explosion schleuderte Marco über den Marmorboden. Er ließ eine Spur aus Blut, Rauch und verschmierten Eingeweiden zurück. Mit aufgerissenem Bauch blieb er zu Füßen des Altars liegen. Er verdrehte die Augen und richtete den Blick auf das hoch aufragende vergoldete Monument.

Ein Name formte sich in seinem Geist.

Petrus Romanus.

Petrus der Römer.

Dies war der letzte der in der Prophezeiung des heiligen Malachias verzeichneten Namen, der Mann, der auf den gegenwärtigen Heiligen Vater folgen und der letzte Papst auf Erden sein würde.

Da Marco in dieser Nacht versagt hatte, würde sich das Verhängnis nicht mehr aufhalten lassen.

Marcos Gesichtsfeld verdunkelte sich. Er wurde taub. Er hatte keine Kraft zum Sprechen mehr. So blickte er durch die Apsis zur Gruft Papst Urbans hinüber und fixierte das Bronzeskelett, das sich aus der Krypta erhob. An dessen knöchigem Zeigefinger hing der kleine Lederbeutel, den er so lange gehütet hatte. Er dachte an das uralte Zeichen, das ins Leder eingebrannt war.

Es barg die einzige Hoffnung der Menschheit.

Mit seinem letzten Atemzug betete er zu Gott, dass dies reichen möge.



EINS

DIE SPIRALE UND DAS KREUZ



Dienstag, 9. Mai – zur sofortigen Veröffentlichung bestimmt

Viatus will künftige Nahrungsmittelversorgung sicherstellen

Oslo, Norwegen (Business Wire) – Viatus International, das weltweit führende petrochemische Unternehmen, meldet die Gründung einer neuen Forschungs- und Entwicklungsabteilung für Getreide-Biogenetik.

»Die neue Abteilung hat die Aufgabe, Technologien zur Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität zu entwickeln, um auf diese Weise der wachsenden globalen Nachfrage nach Nahrungs- und Futtermitteln sowie Kraftstoff zu begegnen«, erklärte Ivar Karlsen, der Hauptgeschäftsführer von Viatus International.

»Mit der Gründung der Abteilung für Getreide-Biogenetik wollen wir uns dieser Herausforderung unter Aufbietung all

unserer Ressourcen stellen und ein landwirtschaftliches Manhattan-Projekt auf den Weg bringen. Scheitern ist nicht vorgesehen – das gilt für unser Unternehmen und für die ganze Welt.«

In den vergangenen Jahren haben die patentierten Firmentechnologien zur Einkreuzung und Transgenetik die Erträge bei Getreide, Mais und Reis um fünfunddreißig Prozent gesteigert. Karlsen sagte, Viatus erwarte, die bereits erreichte Ertragssteigerung in den nächsten fünf Jahren noch einmal verdoppeln zu können.

Karlsen erläuterte die Notwendigkeit der Gründung einer neuen Forschungsabteilung in einer programmatischen Rede vor dem Plenum des Welternährungsgipfels in Buenos Aires. Die Weltgesundheitsorganisation zitierend, wies er darauf hin, dass ein Drittel der Menschheit Hunger leide. »Wir haben eine globale Nahrungsmittelkrise«, sagte er. »Am stärksten haben darunter die Bewohner der Dritten Welt zu leiden. Hungeraufstände breiten sich weltweit aus und destabilisieren die gefährlichsten Regionen des Planeten noch weiter.«

Die Sicherung der Nahrungsmittelversorgung, sagte Karlsen, stelle eine größere Gefahr und Herausforderung dar als die Öl- und Wasserversorgung. »Sowohl aus humanitären Gesichtspunkten als auch aus Sorge um unsere globale Sicherheit sollten wir uns beeilen, die Nahrungsmittelproduktion mittels innovativer Biotechnologien voranzutreiben.«

Führend auf dem Gebiet der landwirtschaftlichen Innovation
: Viatus International wird vom Magazin *Fortune* zu den hundert größten Firmen weltweit gezählt. Der Firmensitz liegt in Oslo, Norwegen. 1802 gegründet, liefert Viatus seine Produkte in einhundertachtzig Länder und verbessert mittels Forschung und Innovation die Lebensqualität. Die Aktien der Firma werden an der New Yorker Börse unter dem Kürzel VI